

Das Bollwerk

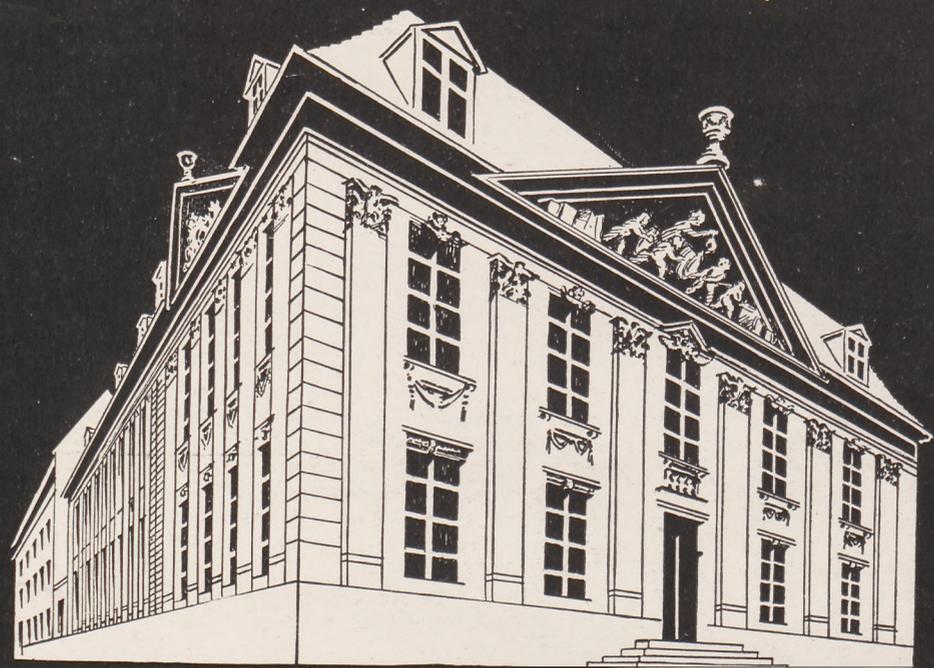


Pommersche Heimat: Stolp, Mühltentor

Aufn.: Staatl. Bildstelle, Berlin

STETTIN
AUGUST 1940

PREIS 40 PF.
HEFT 8 / 11. JAHRGANG



Provinzialbank Pommern
(Birozentrale)
Stettin
Luisenstraße 13

Ausführung
aller bankmäßigen Geschäfte

Das Bollwerk

MONATSZEITSCHRIFT FÜR NATIONALSOZIALISTISCHES GEISTESLEBEN IN POMMERN

11. Jahrgang

Stettin, August 1940

Heft 8



CU 18198

Die Kunst im niederdeutschen Raume von Ypern bis Königsberg

VON OTTO HOLTZE

Wenn das weite von Dünkirchen bis zu den westfriesischen Inseln reichende Küstengebiet samt seinem Hinterland seit alters „die Niederlande“ heißt, so enthält schon die Sprache die Beziehung auf den gesamtdeutschen Raum, von dem aus gesehen diese Bezeichnung erst ihren vollen Sinn gewinnt. Die Geschichte zeigt uns, wie dieses fruchtbare, meerverbundene Land noch bis zum Ausgang des Mittelalters zum Deutschen Reiche gehörte und wie sich dann infolge der Glaubenskämpfe die reformierten Provinzen der nördlichen Niederlande von den am katholischen Glauben festhaltenden oder durch die Gegenreformation zu ihm zurückgezwungenen südlichen Provinzen trennten. Die südlichen Provinzen wurden dann auf Jahrhunderte zum Zankapfel und Schlachtfeld

der großen europäischen Mächte, während Holland als selbständiger Staat seinen heroischen Befreiungskampf gegen die spanische Krone führte und sich nach dem Siege für ein halbes Jahrhundert zur Seemacht von europäischer Bedeutung erhob, um endlich England den Platz räumen zu müssen. Die unter der halbsburgischen Herrschaft dem deutschen Lebensraum entfremdeten südlichen Provinzen gingen dem Deutschtum in den französischen Revolutionskriegen auch politisch verloren. Erst im 19. Jahrhundert gesellte sich zu der politischen Trennung die kulturelle. Der seit 1830/31 als Königreich Belgien wieder selbständige südliche Teil orientierte sich unter Vergewaltigung des flämischen Volkstums einseitig nach Paris, während Holland nach dem Verlust seiner

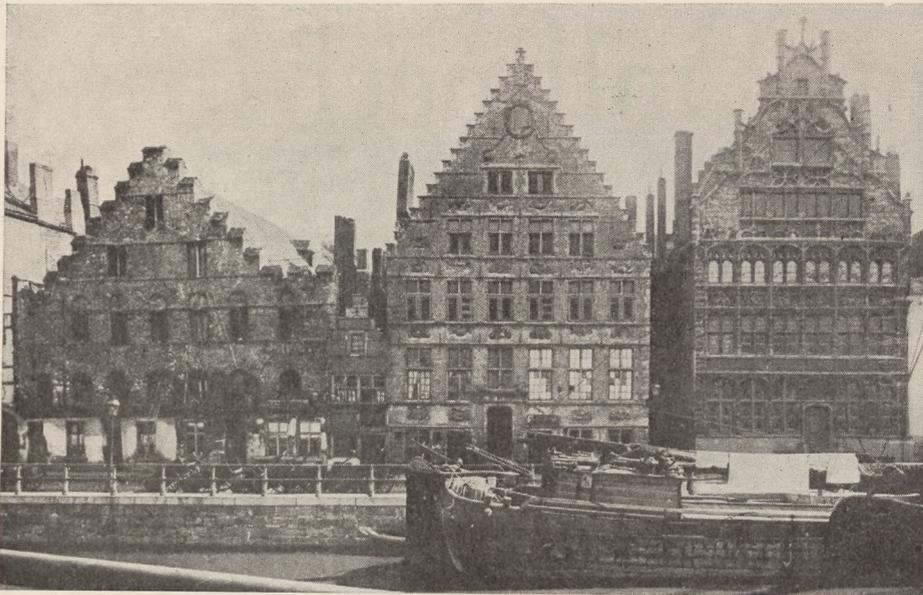
politischen Bedeutung auch kulturell nicht entfernt mehr die schöpferische Kraft entfaltete wie in den Zeiten seiner nationalen Größe im 17. Jahrhundert.

Die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1940 haben für die bevorstehende Neuordnung des europäischen Raumes auch in diesem Deutschland benachbarten Gebiet alle Voraussetzungen geschaffen. Die Eroberung der Niederlande durch die siegreiche deutsche Wehrmacht, die unsere Truppen in die alten Kunststädte Hollands, Brabants und Flanderns geführt hat, regt zu erneuter Betrachtung einer Kunst an, deren Ursprung und Schicksal aufs engste mit der großen deutschen Kunst verknüpft ist. Jede Betrachtung der niederländischen Kunst muß erkennen, daß die natürliche Einheit des kulturellen Lebens-



Der Habet in Gent. 15. Jahrhundert

DM/14/052



Mittelalterliche Häuser in Gent

raumes mit dem Deutschtum bedeutend längeren Bestand gehabt hat als die politische Einheit, da sie in der germanischen Abstammung der Niederländer begründet war. So läßt sich die altniederländische Malerei des 15. Jahrhunderts nicht mit der Schärfe, wie sie bis vor kurzem beliebt war, von der gleichzeitigen altdeutschen Malerei trennen.

Noch heute empfindet man die gemeinsame Grundlage des Volkslebens, wenn man über Oldenburg und Leer durch Ostfriesland nach Holland reist und die fruchtbaren Marschen, die sauberen Städte mit ihren charakteristischen Backsteinbauten durchfährt und Emden, Groningen und Leeuwarden oder kleinere Städte besichtigt. Die alte Einheit des friesischen Volkstums tritt dem Besucher überall entgegen, obwohl Westfriesland zu Holland, Ostfriesland zum Reich gehören. Die Sprache des Volkes hält an dieser Gemeinsamkeit noch immer fest. Einer der besten Kenner der niederländischen Baukunst hat mit Recht gesagt, „wenn nicht die Geschichte die alte Zugehörigkeit der Niederlande zum Deutschen Reich ergäbe, so würde schon die Baukunst deren unwiderlegliches Zeugnis bilden“. Die flämischen und nordniederländischen mittelalterlichen Städte wie Brügge, Gent, Antwerpen und Mecheln gehören dem großen niederdeutschen Kulturraum an, der sich von Dänkirchen bis Rönigsberg und darüber hinaus bis zu den baltischen Hansestädten erstreckt. Die Gemeinsamkeit des Formgefühls tritt am stärksten in den monumentalen Bauten des Mittelalters hervor, die das Gesamtbild dieser Städte beherrschen. Unter den frühmittelalterlichen Monumentalbauten steht die mächtige Kathedrale von Tournai voran, deren stolze Turmgruppe ebenso wie die Choranlage und die plastische Durchbildung des Innenraumes auf den unmittelbaren Einfluß der rheinischen Dombauten der Stauferzeit hinweisen. Die hochgotischen Kirchen der Niederlande bilden das in Nordfrankreich geschaffene Chorssystem

mit Umgang und Kapellenreihen aus und vermitteln es dem ganzen norddeutschen Kulturgebiet. Man findet diese weiträumigen Choranlagen an der Martinskirche in Ypern und den mächtigen Stadtkirchen Brügges wie an den Marienkirchen in Lübeck und Stralsund. In diesen Bauwerken kommt auch das einheimische Material, der Backstein, zu voller Geltung. So ist dem 1254-1267 erbauten herrlichen Dom in Utrecht dieselbe herbe Geschlossenheit der Gesamtform, der Verzicht auf reiches Ornament, der feierliche Ernst des Ausdrucks eigen, der auch den norddeutschen Backsteindomen ihre erhabene Weihe gibt. Die mächtigen Türme, wie die stolze doppel-türmige Fassade der Gudulakirche in Brüssel, der riesenhafte Turmfloß der Romualdskirche in Mecheln, dessen stumpfe Form an den Turm der Marienkirche in Danzig erinnert, sind Sinnbilder des breiten, stämmigen, trockigen Volkstums der Niederlande, das dem niederdeutschen blutsverwandt ist. Ihr Gepräge erhalten die niederländischen Städte besonders durch die mittelalterlichen Gemeinschaftsbauten, die stolzen Rathäuser, Tuchhallen und Kunsthäuser und durch die noch in ganzen Straßenzeilen geschlossenen Reihen der gotischen Giebelhäuser. Das Wahrzeichen der Freiheit und des Selbstbewußtseins der Stadt der Bürger bildete in den südlichen Niederlanden der Velfried, der in Tournai, Kortryp, Dänkirchen als einsamer Riese emporragt, während er sich in Ypern und Brügge über den Tuchhallen erhebt, die in diesen durch den Tuchhandel einst zu Macht und Reichtum erblühten Städten den Mittelpunkt des Marktplatzes einnehmen. Das Bild mittelalterlichen Städtewesens vervollständigen noch vielfach Reste der Wehrbauten, breitspurige Tore, von denen der „Rabot“ in Gent mit seinen ungeheuren flankierenden Rundtürmen an das Holstentor in Lübeck erinnert. Auch die Entwicklung zur Spätgotik ist in den Niederlanden die gleiche wie im Deutschen

Reiche, nur daß sich eine besonders kunstvoll durchgebildete Form und ein fast übergroßer Reichtum des Zierwerks entwickelt, wie an dem seit 1449 erbauten Rathaus in Löwen, einem kostbaren Kleinod der Steinmetzenkunst, wo der Baukörper völlig unter dem durchbrochenen Maßwerk und den auf hohen Baldachinen schwebenden Figurengruppen verschwindet. Diese kunstvollen Bauwerke hat Dürer aufs höchste bewundert, als er 1521 durch die Niederlande reiste, gefeiert und aufs glänzendste bewirtet von den führenden Künstlern und den Malergilden. „Item zu Brüssel in ein fast (= sehr) köstlich Rathaus, groß und von schöner Maßwerk gehauen mit einem herrlichen durchsichtigen Turm“, so trug er in sein Tagebuch ein. Er verkaufte oder verschenkte zahlreiche Werke, vor allem Kupferstiche und Holzschnitte, die auf die niederländische Kunst die stärkste und nachhaltigste Wirkung ausübten.

Die gemeinsame Macht des Blutes in den Niederlanden und Niederdeutschland bewährte sich, als die neuen Formen der italienischen Renaissance nach dem Norden drangen und das niederdeutsche Gebiet die Kraft besaß, aus der gotischen Überlieferung und den neuen Elementen eine völlig eigene Formensprache zu bilden.

Die Bauten dieser nordischen Renaissance des 16. Jahrhunderts zeigen die sinnvolle Verbindung des Backsteinbaus mit dem zur Musterung der Flächen und zur straffen Hervorhebung der strukturell wichtigen Teile verwendeten Haustein. Als solcher dient der blaugraue belgische Granit, auch als „Blaustein“ bezeichnet, der für eine harte und scharfe Formgebung vorzüglich geeignet ist, daneben ein zu Schiff importierter heller deutscher Sandstein, endlich, hauptsächlich in den südlichen Niederlanden, die dem Boden entstammenden farbigen Marmorarten. Diese sehr lebhaft, schmuckfrohe, „malerische“ Bauweise beherrscht die Niederlande und das



Die Hallen in Brügge mit dem Velfried. 13.—15. Jahrhundert

ganze Niederdeutschland, besonders Westfalen und die Wesergegend und die gesamte Wasserkante bis nach Danzig, ebenso Skandinavien. Unbestreitbar haben niederländische Baumeister in dieser Zeit die Führung im gesamten niederdeutschen Gebiet. Das Ornament entwickelt sich zu einer eigenen scharf geprägten Formensprache, die wieder durch einen niederländischen Künstler von unerschöpflichem Reichtum der Erfindungsgabe bestimmt wird: nach dem Antwerpener Baumeister Cornelis Floris (1514-1575) wird diese Ornamentik, die flach eingerollte metallische Bänder mit Fruchtstängeln und krakenhaften Köpfen, Tieren und antikisierenden Halbfiguren zu phantastischen durchbrochenen Mustern verbindet, als „Florisstil“ bezeichnet. Auch die norddeutsche Renaissancearchitektur wird weitgehend von ihm beherrscht. Die Freiheit und Selbständigkeit der Erfindung steht über der Regelmäßigkeit. Die plastische Figur wird als Motiv der Gliederung gern verwendet. In Nordwestdeutschland bilden die mit köstlichen Schnitzereien der Felder verzierte Eichenholzdecke im Schlosse zu Jever, das Denkmal des Friedensherzogs Edo Wiemken in der dortigen Kirche, das Grabmal des Grafen Enno Cirksena von Ostfriesland in der Kirche zu Emden, im Osten die Denkmäler für Preußens Herzöge im Dome von Königsberg hochstehende Beispiele dieser aus den Niederlanden vordringenden Formensprache. Ihre Zeugnisse finden sich auch im Süden Deutschlands, wie die von dem Bildhauer Alexander Colin aus Mecheln geschaffenen Grabdenkmäler, voran das Grabmal Kaiser Maximilians in Innsbruck.

Wenn sich die Baukunst dieser Zeit vielleicht am glänzendsten in dem hohen, steilen Giebelhaus entfaltet, wie in der dreigiebeligen Kanzlei in Brügge oder dem herrlichen Haus zum Salm in Mecheln, so führt sie eine nordische, germanische Aderlieferung weiter. Der hohe, durch Säulen und Gesimse gegliederte und von Voluten (Schneckenwindungen) eingefasste Giebel bildet das Hauptmotiv der niederdeutschen wie der niederländischen Bauten. Ein einzelnes stolzes Werk wurde zum Grundpfeiler der neuen Baugesinnung: das 1561-1565 von Cornelis Floris erbaute Rathaus in Antwerpen, das mit dem von allen Kulturländern Europas angenommenen System der antiken Säulenordnungen nordische Motive verschmolz: den beherrschenden großen Giebel, weite, durch Kreuzstäbe gehaltene Fensteröffnungen und die offenen Lauben, die kühn und eigenartig unter das Dach verlegt wurden. Die bedeutendsten Rathäuser der Niederlande schlossen sich frei diesem Vorbild an, als schönstes das von Lieven de Key geschaffene zu Leiden, das in der vorgelagerten zweiläufigen Freitreppe ein weiteres nordisches Motiv aufnimmt. Der stolzeste Rathausbau Niederdeutschlands in Emden, durch die Lage an breitem Kanal von majestätischer Wirkung, erinnert im Aufbau lebhaft an das Antwerpener Meisterwerk, bringt jedoch in dem Mittelsturm, der den Giebel überragt, einen neuen wirkungsvollen Baugedanken hinzu - es ist ein Werk des aus Antwerpen stammenden Baumeisters Laurens van Steenwinkel. Mit ihm wetteifert das herrliche Rathaus in Bremen, das seine blei-

bende Gestalt unter Verwendung des alten gotischen Bauerns in den Jahren 1609-1614 erhielt, und in dem mächtigen, von zwei kleineren begleiteten Hauptgiebel, der glänzenden Verbrämung des vorgelagerten Laubenganges durch reiches ornamentales und figürliches Bildhauerwerk den Ausdruck überquellenden Kraftgefühls und des breiten Lebensstils der stolzen unternehmenden Hansestadt atmet - wieder das Werk einer von der niederländischen Grenze stammenden Persönlichkeit, des Lüder von Bentheim, dessen Spuren in Bremen noch an zahlreichen anderen Werken erkennbar sind! Ein dritter aus dem Niederländischen ins Niederdeutsche eingewanderter Baumeister hohen Ranges hat zur gleichen Zeit das städtebauliche Gepräge Danzigs in vollendeter Angleichung an das mittelalterliche Stadtbild bestimmt: Anton van Obbergen schuf das Altstädter Rathaus und vor allem das 1600-1605 erbaute Zeughaus dessen Stadtfrente als beherrschender Abschluß der Straße durch zwei wuchtige Achtertürme eingefasst und durch zwei kraftvolle Giebel lebhaft akzentuiert wird. Auch diese Bauten verbinden nach holländischer Art den Ziegelbau mit Werksteinteilen und entsprechen mit der lebendigen Gruppierung ihrer Massen völlig dem deutschen Formgefühl. Obbergen hatte seine kraftvoll bewegte und durch die starke Zusammenfassung der Massen doch monumental wirkende Formensprache zuvor schon im skandinavischen Raum verbreitet, als er in Dänemark die Schlösser Kronborg und Frederiksborg schuf. Eine geschmacklich besonders hochstehende Gruppe von Bauwerken im Wesergebiet, an deren Spitze die bremischen Bauten, das Schloß Hämelschenburg bei Hameln sowie das Hochzeitshaus (heute Rathaus) und das Ratentfängerhaus dieser Stadt stehen - man pflegt sie unter den Begriff der „Weserrenaissance“ zusammenzufassen -, erscheint den

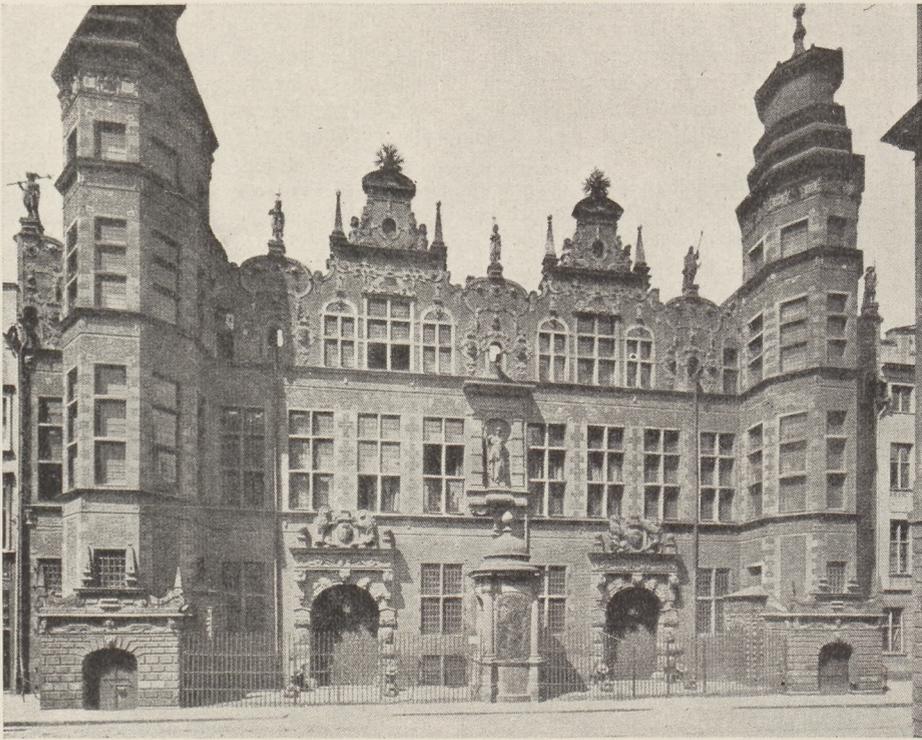
niederländischen Bauten im Aufbau der Massen und der Gestaltung der Werkstoffe sehr verwandt, zeichnet sich aber durch eine feine, beschwingte Linienführung und leichte, bewegliche Flächengliederung aus, die ihnen einen heiteren Glanz verleihen.

Das 17. Jahrhundert, das dem deutschen Volke die grauenvolle Not des Dreißigjährigen Krieges und die ihr folgende politische Ohnmacht brachte, bedeutet für die Niederlande nach dem siegreichen Abschluß des Befreiungskampfes und der Anerkennung der Unabhängigkeit der sieben nördlichen Provinzen im Westfälischen Frieden die Zeit des höchsten kulturellen Aufschwungs. Der nationale Charakter Hollands prägte sich in seiner Kunst seither immer klarer auch in dem unterschiedenen Gegensatz zu der Ausdrucksweise der südlichen Provinzen aus. In den Heroen der Kunst Flanderns und Hollands, Rubens und Rembrandt, erscheint dieser Gegensatz plastisch verkörpert. Doch geht auch die Baukunst seither in beiden Gebieten verschiedene Wege; schon das entgegengesetzte Bekenntnis führte zu einer Trennung von Nord und Süd. Die barocken Kirchenbauten Brabants und Flanderns folgten weitgehend italienischen Vorbildern; die rauschende Fülle ihrer Formen und das drängende Pathos ihrer bewegten Massen sind von dem gleichen Geiste erfüllt wie die religiösen Altargemälde von Rubens. Bauten, wie die 1650-1666 von Faiberbe für die Jesuiten errichtete Michaelskirche in Löwen oder die etwas ältere, einst mit prachtvollen Deckengemälden nach den Entwürfen von Rubens geschmückte Jesuitenkirche in Antwerpen verherrlichen den Glauben Roms mit dem Fanatismus der Gegenreformation.

In Holland prägte das Bürgertum, das sich als führende Schicht des Volkes, als solche aber dem Volke verpflichtet und verantwortlich fühlte, das Gesicht der Städte.



Das Rathaus in Antwerpen von Cornelis Floris (erbaut 1561-1565)



Das Zeughaus in Danzig von Anton van Obbergen (erbaut 1602—1605)

Die holländische Baukunst des 17. Jahrhunderts ist, ebenso wie die große holländische Malerei, in ihrem innersten Wesen nicht barock, d. h. kraftgeschwellt und pathetisch, ihre Formen erscheinen nicht in drängender Ausladung und Schwellung bewegt, sondern kühl, zurückhaltend und gemessen, von vornehmer, klassizistischer Haltung; ihre Wirkung beruht auf den ausgezeichnet abgewogenen Verhältnissen. Mit glatten Pilastern und Wandstreifen und gut profilierten Gesimsen gliedert sie die Fassaden und verwendet sparsam eine beruhigte Ornamentik. Das stattliche Rathaus in Amsterdam (später als königliches Palais verwendet) von Jakob van Campen, das feingegliederte Mauritshuis im Haag und das zierliche Jagdschloßchen „Huis ten Bosch“ sind die hervorragendsten Leistungen dieses holländischen Klassizismus, alle um die Mitte des 17. Jahrhunderts errichtet. Diese Baukunst vollendet sich in dem begrenzten Lebenskreise des Bürgerlichen, und so ist der bürgerliche Hausbau Hollands vor allem auf vornehme Wohnlichkeit bedacht. Auch der öffentliche Bau, die Rathäuser, Gerichtsgebäude, Stadtwagen entwickeln sich in einer Atmosphäre besonnener Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit, die allem Aberschwang abhold ist. Wie es die holländischen Maler verstehen, das Behagen eines von gedämpftem Licht durchfluteten Innenraumes zu erfassen, so trägt auch die Baukunst der stattlichen Kaufmannshäuser an den stillen Grachten Amsterdams und Den Haags, Leidens und Dordrechts ein würdevoll gemessenes und doch behäbiges Gepräge. Dieser Charakter entsprach der norddeutschen Wesensart so sehr, daß der holländisch-klassizistische Stil an der ganzen Wasserfronte, aber auch im norddeutschen Binnenlande bis tief nach Mitteldeutschland hinein für einige Zeit

die Vorherrschaft gewann. So ist die norddeutsche bürgerliche Baukunst des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts wieder in einer geistigen Nachbarschaft mit der holländischen erwachsen. Die kleinen Städte Ostfrieslands und Oldenburgs oder des Niederrheins geben davon Zeugnis. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. entstand das holländische Viertel in Potsdam, das mit seinen geraden, schmuckten Straßenzügen, mit den straffgegliederten Giebelfronten seiner Ziegelbauten vielleicht das eindrucksvollste Beispiel dieser engen Verbindung in Norddeutschland bedeutet. Auch in Pommern finden sich noch zahlreiche schlichte, aber durch gute Verhältnisse ausgezeichnete Bauwerke dieser holländisch orientierten Richtung, wie die bekannten Marienstiftshäuser und die Soldatenhäuser des ehemaligen Forts Preußen in Stettin. Holländische Baumeister waren am Ende des 17. Jahrhunderts in Norddeutschland tätig. So erbaute Cornelis Ryckwaert von 1681-1696 für den Fürsten von Anhalt das Schloß in Zerbst, auch wirkte er als kurfürstlich brandenburgischer Festungsingenieur und Baumeister in Küstrin.

Wie die Baukunst, so stehen auch Inneneinrichtung und Kunsthandwerk Norddeutschlands in einer engen Kulturgemeinschaft mit Holland. Charakteristisch ist die Vorliebe für die Delfter Fayencen, die nicht nur Gegenstände für den täglichen Gebrauch lieferten, sondern auch als Raumschmuck Verwendung fanden, sei es mit Vasensätzen, sei es mit der vollständigen Wandverzierungen ganzer Räume durch blau bemalte weiße Kacheln. Schließlich wurden die holländischen „Porzellanmacher“ nach Deutschland berufen, nach Berlin, nach Zerbst, nach Frankfurt, wo sich überall bedeutende Fayencemanufakturen entwickelten. Eine bedeutende Rolle bei der Ausschmückung reprä-

sentativer Innenräume spielten niederländische Bildteppiche. Erst die Zeit des späten Barock und des Rokoko führte in Norddeutschland eine Lockerung der engen Verbindung mit Holland herbei, namentlich als sich Friedrich der Große einer regen Bautätigkeit zuwandte und seinen Architekten Knobelsdorff zu großen Aufgaben heranzog.

*

Das stärkste Band zwischen deutscher und niederdeutscher Kultur knüpfte diejenige Kunst, in der der Niederländer stets sein Tiefstes und Bestes schuf: die Malerei. Die glänzenden, größtenteils schon im 18. Jahrhundert geschaffenen Sammlungen niederländischer Gemälde in den deutschen Museen zu Kassel, Dresden, München, Berlin und anderen Städten legen davon Zeugnis ab.

Daß ein und dieselbe Weltanschauung die alt niederländische mit der altdeutschen Malerei verbindet, hat der im Weltkrieg gefallene deutsche Kunsthistoriker Ernst Heinrich klar herausgestellt. Die Tatsache, daß die Niederländer in der Entdeckung der Natur, der Entwicklung der Landschaftsmalerei allen Kulturvölkern Europas in der großen Zeitwende des 15. Jahrhunderts den Rang abliefen, daß der Abstand der Deutschen von ihnen aber nur gering ist und sich das Verhältnis zur Zeit Dürers, Altdorfers und des Matthies Gothardt-Neithardt (Grünwald) umkehrt, erweist wiederum die innere Verwandtschaft ihrer Weltanschauung. Die Niederländer haben auf den kleinen Pergamentblättern der „illuminierten“, d. h. farbig bemalten Bücher den entscheidenden Schritt zur Darstellung des in sich abgeschlossenen Bildraumes getan und damit das „Bild“ im modernen Sinne geschaffen, während das eigentliche Mittelalter nur die bemalte Fläche kannte. In den Monatsdarstellungen der „Stundenbücher“ haben die niederländischen Meister, voran die Brüder Hubert und Jan van Eyck, den Ablauf der Jahreszeiten und die ihm entsprechende Tätigkeit des Menschen, das Leben der Bauern und Hirten, der Edelleute bei der Jagd und der Falkenbeize und beim Turnier mit unvergleichlichem Wirklichkeits-sinn dargestellt. So wurde die Buchmalerei ebenso Ausgangsebene für die sich später so unvergleichlich entfaltende niederländische Landschaftsmalerei wie für das Sittenbild. Der Genter Altar der Brüder van Eyck, das erste große Werk der neuzeitlichen Tafelmalerei, veranschaulicht die ganze mittelalterliche Glaubenslehre in symbolischen Gestalten, die aber in voller Leibhaftigkeit erscheinen, dazu als Zeugen die Ritter, Bürger, Pilger und Einsiedler in der Tracht der Zeit und mit der Landschaft oder dem Innenraum als Hintergrund. Welcher tiefe Wesensunterschied aber zwischen den ganz in sich versunkenen, in einem hell dunklen Innenraum dahinträumenden Mariengestalten des Jan van Eyck oder des Hugo van der Goes und den gleichzeitigen in stolzer Schönheit anmutig bewegten italienischen Madonnen! Der gleichzeitig mit Jan van Eyck wirkende „Meister von Flemalle“, der die überlieferten religiösen Vorgänge mit unerhörter Kraft in die Wirklichkeit der Körper, die sich hart im Raume stoßen,

hineinrückte, fand in Oberdeutschland einen ebenbürtigen, ihm als Landschaftsmaler sogar überlegenen Gefährten in Konrad Witz, dessen Werk die gründlichste Kenntnis der niederländischen Malerei seiner Zeit voraussetzt. Rogier van der Weyden, der gefeierte Stadtmaler von Brüssel, um den die Großen Italiens warben und dessen Gemälde im Brüsseler Rathaus später Dürer aufs höchste bewunderte, hat eine ganze Generation deutscher Maler und Bildschnitzer der Spätgotik befruchtet; der Nördlinger Meister Friedrich Serlin war sogar sein unmittelbarer Schüler. In der Reihe der großen altniederländischen Meister ist eine der liebenswertesten Gestalten der Brügger Stadtmaler Hans Memling - ein Deutscher von Geburt; er stammt aus dem Maingebiet! Zwei seiner großen Altarwerke besitzen seit alters norddeutsche Kirchen; schon 1491 hat der Lübecker Bankherr Hinrich Greverade bei dem Meister den großen Kreuzigungsaltar für eine Kapelle im Lübecker Dom bestellt, der noch heute auf dem alten Platze steht. Im Rheinland und in Norddeutschland hat von allem Dirk Bouts mit seinem stillen, milden Figurenideal, seiner Verinnerlichung der Landschaft und seiner an die der van Eycks heranreichenden Farbharmone die stärkste Wirkung ausgeübt.

Der Ruhm, die Kunst der Altniederländer nach der Vergessenheit, in die sie die Barockzeit geraten ließ, wieder entdeckt zu haben, gebührt den deutschen Romantikern, die auch Goethe in einer Zeit, da ihm das antike Ideal jedes andere überstrahlte, zur Liebe und Bewunderung der van Eycks, Rogiers und Memlings gewannen, als er in Heidelberg die berühmte Sammlung der Brüder Boisseree sah.

Die altniederländische Malerei des 15. Jahrhunderts enthält die ganze spätere Entwicklung der flämischen und vor allem der großen holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts im Keime. In diesen beiden Epochen der höchsten Blüte war die Malerei eine wahrhaft volkstümliche Kunst. Betragen von der Gesamtheit der Bevölkerung, entfaltete sie sich in voller Öffentlichkeit. Die Malerei schuf den Raumschmuck für Kirchen, Schlösser und Rathäuser, vor allem aber für den bürgerlichen Wohnraum, denn das gerahmte Bild diente der Veredelung des gesamten Wohnens und Lebens. Die Sammeltätigkeit nahm einen beispiellosen Umfang an. Die großen Meister des 17. Jahrhunderts empfanden sich selbst als Volk und stellten das Leben des Volkes in seiner ganzen urwüchsigen Kraft und Fülle dar und mit ihm das Land, für das es gekämpft und gelitten hatte. Die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts ist die großartige universelle Selbstdarstellung eines ganzen Volkes. Der feinste und vornehmste Darsteller des Lebens der wohlhabenden bürgerlichen Stände, zugleich der unvergleichliche Maler des von einem gedämpften Licht erfüllten Innenraumes, Jan Vermeer van Delft, hat die ganze Eigenart Hollands, die tiefe, fast traumhafte Ruhe seiner friedlichen Städte und stillen Gassen, in seinen Meisterwerken, der „An-



Jan Vermeer van Delft: Milch ausgiehendes Mädchen (Amsterdam, Reichsmuseum)

sicht von Delft" (im Museum im Haag) und der „Straße in Delft" (im Reichsmuseum zu Amsterdam) eingefangen. Dieser Sinn für die Stimmung, für den Ausdrucksgehalt der sichtbaren Erscheinung bei letzter Verfeinerung der Empfindung für Licht und Luft ist ein nordisches Element in der holländischen Malerei, das von dem Deutschen stets als ihm zugehörig und wesensverwandt begriffen wurde. In dem schlichtesten Motiv, wie dem Bilde der Milch eingießenden Magd, vermag Vermeer den ganzen Charakter von Land und Volk zu vergegenwärtigen die Kraft und Fülle, Gesundheit und Urwüchsigkeit des Volkstums, die ruhige Gemächlichkeit seiner Gemütsart, die Sauberkeit und Behaglichkeit seiner Lebensweise und den Sinn für Schmuck und Pflege aller Dinge des täglichen Gebrauchs, wie ihn die liebevolle, stillebenhafte Wiedergabe der Geräte und Töpfe, des körnigen Brotes und des geflochtenen Korbes verrät. Figur und Raum sind als Einheit gesehen, das Licht im Raume ist mit der farbigen Erscheinung der Dinge harmonisch erfaßt; das helle Gelb des Nieders, das Blau der Schürze heben sich in gedämpftem Leuchten vor den kühlen grauen Tönen der Wand ab, und die kräftige, sonnengebräunte Gesichtsfarbe des Mädchens wird durch das nach Gelb gebrochene Weiß der Haube in seiner Wirkung gehoben. Die gleiche Höhe der Meisterschaft erreichen auf ihrem Felde auch die anderen großen Maler des Volkslebens, der Darsteller der Bauern Adrian van Ostade und Paulus Potter, der Hirten und Herden unnachahmlich gemalt hat, Gerhard Terborch, der das elegante Leben der Offiziere und ihrer Damen in seinen vornehmen Bildern festhielt, und Pieter de Hooch, der den Frieden des holländischen Hauses in seinen stillen, von mildem goldenem Lichte durchfluteten Innenräumen wie kein Zweiter zu schildern verstand. Sie alle überragt noch der einzige Franz Hals, dessen feuriges Temperament und blitzende Energie allerdings deutlich den Charakter des flämischen Volkstums verraten, dem der in Mecheln geborene Meister entstammt. Er ist einer der

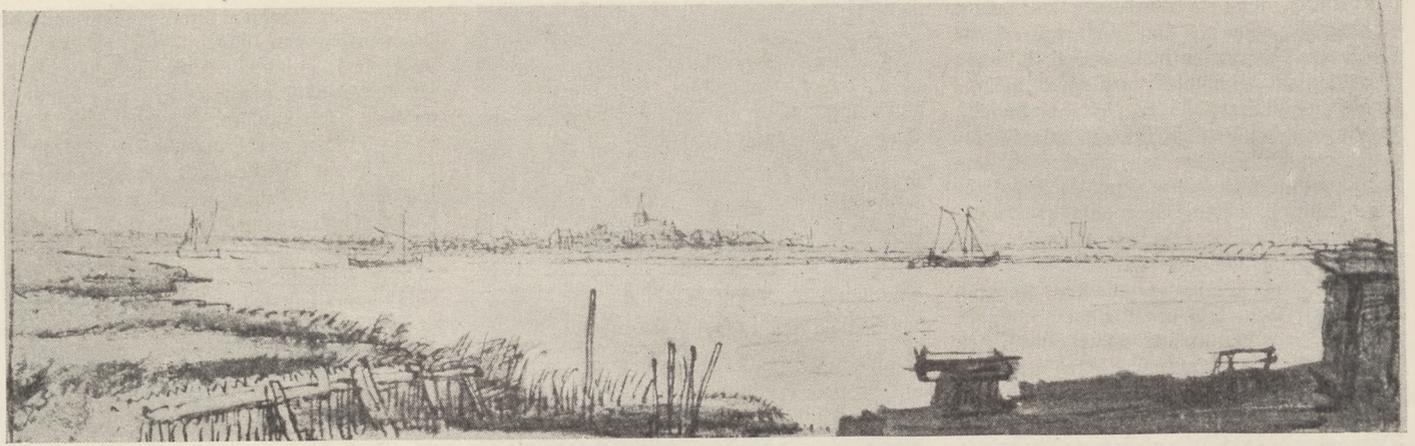
stärksten Vorkämpfer einer echt germanischen lebensbejahenden und aktiven Weltanschauung; seine unvergleichlichen Schützenstücke, die Gruppenbildnisse von Offizieren der wehrhaften Schützengilden bei fröhlicher Tafelrunde strotzen vor Lebenskraft und Frohsinn. Mit gleicher Meisterschaft vermag er jedoch die vornehme Würde in der Haltung des sich seines Wertes bewußten Bürgers wiederzugeben.

Landschaft und Volkstum sind in der niederländischen Kunst nicht zu trennen. Schon der große Pieter Breughel sieht Land und Volk in einem großartigen natürlichen Lebenszusammenhang, vor allem den Bauern in seiner Verbundenheit mit der Erde. So steht sein Werk unserem Empfinden durch die Macht des Ausdrucks besonders nahe. Die holländischen Landschaftsmaler wie Jan van Goyen, der Maler einsamer Dünen und Kanäle, Hercules Seghers, dessen weite, dunstig verschleierte Ebenen im Unendlichen versinken, Aert van der Neer, dessen vom Mondlicht überflutete Flusslandschaften von einer tiefen poetischen Stimmung erfüllt sind und Velbert Cuypp, der die Lichtwunder der sinkenden Sonne über der feuchtdunstigen Polderlandschaft gebannt hat - sie und zahlreiche andere verherlichen die reiche, gefegnete, friedevolle Natur des Landes. Der größte von allen, Jacob von Ruysdael, umfaßt sämtliche Seiten der Natur des Landes mit all ihren Stimmungen. Goethe hat ihn als Dichter bezeichnet, und auch wir empfinden die Beseelung seiner Landschaften, seiner einsamen Eichenwälder und melancholischen Sümpfe, seiner tosenden Wasserfälle in felsiger Gebirgsgegend als unserem deutschen Gefühlsleben innerlichst verwandt.

Alle künstlerischen Kräfte des niederländischen Volkstums vereinigen sich in Rembrandt, der als größter Sohn seines Stammes zum Verkünder germanischen Lebensgefühls und germanischer Anschauung geworden ist. Sein wahrhaft ungeheures Werk hat alle seine Zeitgenossen beeinflusst,



Rembrandt: Selbstbildnis mit der Sturmhaube (Staffel, Gemäldegalerie)



Rembrandt: Landschaft bei Amsterdam (Tuschzeichnung)

vielen unter ihnen erst die Junge gelöst. Die Bildnisse dieses größten Menschendarstellers aller Zeiten erschließen den tiefsten Einblick in menschliches Schicksal. Sein eigenes Leben hat er in der langen Reihe seiner Selbstbildnisse dargestellt, und so hat jedes unter ihnen die Bedeutung eines Bekenntnisses. Das Raffener Selbstbildnis mit der Sturmhaube, ein Werk des Achtundzwanzigjährigen, geladen mit der drängenden Energie der Jugend, zeigt in der vorstoßenden Haltung des Kopfes und der Wachsamkeit des gespannten Blickes den Kämpfer, der sich gewappnet dem Schicksal entgegenstellt und bereit ist, das Leben anzugreifen. In seinen erzählenden Bildern deutet Rembrandt den tiefsten Sinn eines Vorgangs. Kein Bild der Welt kann sich an Lebensgehalt mit der

„Nachtwache“ messen, die den Ausbruch einer Schützenkompanie zu einem Wunder fluten- den Lichtes und Dunkels und wogender Farbe erhebt. Selbst die kleinste Studie oder Tuschskizze nach der Natur offenbart durch die Kraft des Sehens den ganzen Lebensgehalt eines Stückes Welt. Kein menschliches Auge hat der Wirklichkeit so scharf und unvoreingenommen ins Auge geblickt, nie aber hat auch ein menschlicher Geist tiefer den Hintergrund dieser „Wirklichkeit“ und das Geheimnis allen Lebens erschaut. So wird der Raum bei Rembrandt Unendlichkeit, geboren aus dem Kampf von Licht und Dunkelheit, die über ihre bloße Erscheinung hinaus einen tieferen Sinn gewinnen. Rembrandts Kunst ist Lebenserkenntnis und Lebensdeutung. Seine Alterswerke verkünden den

gleichen Sinn wie Goethes „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“. In der unzertrennlichen Einheit der künstlerischen Konzeption und einer religiösen Weltanschauung ist Rembrandt das Urbild germanischen Künstlertums. Auch er ist Maler und Dichter in einem; der Sehende wird zum Seher. Seine Kunst entspricht dem Ideal des germanischen Menschen, ebenso wie die des großen Dichters, dessen Name van Beethoven schon auf seine niederländische Abstammung hinweist. Sie bedeutet die Erfüllung einer Weltanschauung, die von der Kunst etwas von Grund auf anderes erwartet als bloße Zerstreuung, Unterhaltung, Augenweide - nämlich Deutung und Sinngebung des Lebens aus dem Glauben an eine höhere Bestimmung des Menschen.

OBERSTFELDMEISTER HEINZ HOFMANN:

Niederdeutsches Volkstum in Nordfrankreich

Bei ihrem stürmischen Vormarsch durch Nordfrankreich betraten unsere siegreichen Truppen ein Gebiet uralten deutschen Volkstums, das sich dort oben an der Kanalküste zwischen der Meerenge von Kalés (Calais) und der belgischen Westgrenze seit der Völkerwanderung bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Es handelt sich um etwa 200 000 Flamen in einem geschlossenen Sprachgebiet, das innerhalb eines Vierecks liegt, dessen Ecken die Städte Gravelingen, Aire, Armentières und Bray (bei Neuport) bilden und das von den Flüssen Aa und Lys (Leie) umrahmt wird.

Diese letzten Reste altfränkischen Volkstums im romanisierten Frankenreich stellen den westlichsten Zweig niederdeutschen Volkstums flämischer Prägung dar, das noch im späten Mittelalter unter der Herrschaft kraftvoller Grafengeschlechter bis zur westlichen Kanalküste nördlich der Sommemündung und nach Süden bis zur ungefähren Linie Berck

/Mer, Béthune, Lille (Ryssel), Tournay (Doornik) reichte. An Hand von Ortsnamen, Fluß- und Flußbezeichnungen kann man mit Leichtigkeit die frühere Ausdehnung des geschlossenen niederdeutschen Siedlungsgebietes erkennen (s. Kartenskizze).

Während nun im Lande zwischen Aa und Lys (Leie) die meisten Ortsnamen auch in der amtlichen französischen Schreibweise ihre unverkennbare flämische Herkunft deutlich verraten, sind sie in den ursprünglich ebenfalls rein flämischen Gebieten westlich und südlich davon, d. h. zwischen Roubaix (Rodebeek) und der Sommemündung oft arg, teilweise bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt oder ins Französische überetzt. Während man z. B. aus Kortkerque (bei Calais) noch ohne weiteres das flämische Noordkerke herauslesen kann, ist es schon schwieriger, in den so französisch erscheinenden Ortsnamen wie Brèmes, Bouqueholt und Wittes Ableger unserer deutschen Orte Bremen, Bochholt und Witten zu erken-

nen. Südlich von Dünkirchen gibt es sogar ein flämisches Cassel!

Aber die französische Assimilierungswut hat noch ganz andere Verschleierungskunststücke vollbracht: aus Wierwingen wurde Wirvignes, aus flämischen Grundnamen entstanden so seltsame Wortgebilde wie Bainctun, Verlinctun, in denen nur noch Sprachkundige ein Benthem und Verlinghem vermuten können. Gerade die Ortsbezeichnung hem = heim hat in ihrer französischen Schreibweise die mannigfaltigsten Umgestaltungen erfahren, so u. a. hien, hen, ain, en und un. Ein Beweis für die ursprünglich rein flämische Neubesiedlung der Gegend zwischen Boulogne (Boonen), Berck und etwa Valkenberg (Faunquembergues!) kann man schon aus dem Vorhandensein sehr vieler altfränkischer Hofbezeichnungen und Burgnamen ableiten, von denen nur je ein Beispiel aufgeführt sein soll. Zwischen Boulogne und dem Dorfe Echingham liegt ein kleiner Weiler Ostrobove, der

zweifelloso aus dem Hofgut eines fränkischen Edelings hervorging. Weiter südlich liegt nahe an der Küste unweit des Flüsschens Becque (beeke = Bach) ein Ort Neuschâtel, der wohl im Abhängigkeitsverhältnis zur etwa drei Kilometer entfernten Niembourg (Neuenburg) stand, zu der wohl auch die Orte Widochem und Halinghem gehörten. Neuschâtel ist weiter nichts, als die Übersetzung in älterer französischer Sprachform des Namens Neuenburg.

Aus diesen Beispielen ist mit großer Sicherheit zu schließen, daß die unter den Merowingern in Gallien eingedrungenen Franken in dem gesamten Küstengebiet in großer Anzahl bis zur Somme sesshaft wurden und die Reste keltoromanischer Bevölkerung aufsogen, so daß sie sich in Art und Sprache über ein Jahrtausend rein erhalten konnten und erst in den letzten Jahrhunderten einer langsamen Französisierung anheimfielen. Und trotz alledem unterscheiden sie sich auch heute noch ganz wesentlich von den eigentlichen Franzosen aus dem Innern Frankreichs im Aussehen, in Sitten und Gebräuchen. Auch haben die Dörfer und alten Städte im Pas de Calais noch jetzt ein stark flämisches Gepräge, so auch die Altstadt von Calais selber.

Geht man einmal den Gründen nach, die solche Beharrlichkeit und Fähigkeit in der Beibehaltung ursprünglichen Volkstums unter einem so chauvinistischen und assimilierungsfreudigen Volke wie dem französischen erklärlich machen, so findet man diese einmal in der bereits erwähnten Tatsache, daß in dem bezeichneten Raum die Franken innerhalb des Karolingerreiches geschlossen siedelten und zum anderen in steter räumlicher Verbindung mit ihren Stammesbrüdern weiter östlich blieben.

Während die zerstreut im ehemaligen Gallien siedelnden fränkischen Adligen und Krieger allmählich romanisiert wurden, bildete sich bei den nördlichen Franken ein ausgeprägtes germanisches Eigenbewußtsein heraus, das in einer fast selbständigen Grafschaft Flandern staatlichen Ausdruck fand. Als erster Graf von Flandern tritt Balduin I. (um 50 n. J.) geschichtlich in Erscheinung, der von Brügge aus das gesamte Gebiet zwischen Schelde und Leie (Lys) zu einer politischen Einheit fest zusammenfügte. Unter seinen Nachfolgern wurde der Besitzstand Flanderns bis zur westlichen Kanalküste südlich von Boulogne (Bouenen) ausgedehnt. Zwar gehörten diese Gebiete seit der Teilung des Karolingerreiches nominell zum westfränkischen Reich (Frankreich), aber die flandrischen Grafen kümmerten sich wenig um die französische Oberhoheit und fühlten sich selbständig, unter Betonung ihrer deutschen Art.

Die größte Ausdehnung und Machtentfaltung entwickelte Flandern unter Balduin VI., der zu dem bereits früher erworbenen Seeland und der Landschaft von Ost nach dem Hennegau samt Cambrai (Kamberijck) heiratete; er war somit gleichzeitig französischer Scheinvasall und fast unabhängiger Reichsfürst.

Um diese Zeit bildete sich auch eine Art flämischer Schriftsprache heraus, die stark auf das übrige Deutschland einwirkte, wo man be-

kanntlich noch keine einheitliche Schriftsprache kannte. In dieser Tatsache liegt auch einer der Gründe für die Erhaltung des flämischen Volkstums in Nordfrankreich, das andernfalls nach Erstarkung der französischen Zentralgewalt einer raschen Assimilierung zum Opfer gefallen wäre, denn seit der Schlacht bei Bouvines i. J. 1214 kämpfte der französische König fast hundert Jahre mit den Grafen von Flandern um die Anerkennung seiner Oberhoheit.

Erst die sogenannte Sporenschlacht von Kortrijk setzte i. J. 1302 den maßlosen französischen Ansprüchen ein Ziel. Zwar war der überwiegend wallonische Hennegau und das westliche Artois zwischen Calais und Bergk verlorengegangen, volkstummäßig aber nur eine geringe Einbuße eingetreten. Durch Erbfolge kam dann die Grafschaft Flandern i. J. 1384 an das Herzogtum Burgund und nach dessen Zusammenbruch i. J. 1477 als nunmehriger habsburgischer Hausbesitz unter die Oberhoheit des Deutschen Reiches, dessen äußerste Nordwestgrenze jetzt in der ungefähren Linie Gravelingen, Valkenberg, St. Pol, Kamberijck (Cambrai) verlief und damit fast alle Gebiete flämischen Volkstums umschloß und sie vor der drohenden Verwelschung schützte.

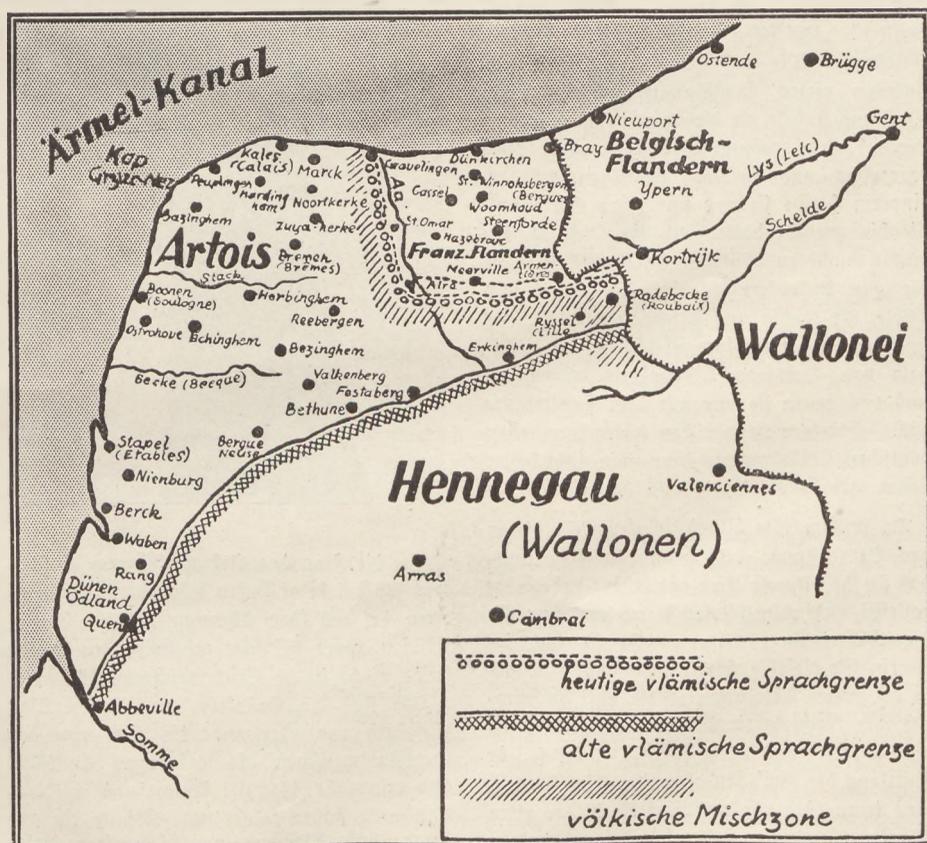
Dagegen drang jetzt die französische Sprache zwischen Sommemündung und Boulogne langsam aber stetig vor, da der staatliche Zusammenhang mit dem eigentlichen Flandern unterbrochen war. Lediglich in und um Calais hielt sich das Flamentum länger, weil die zweihundertjährige Herrschaft der Engländer (von 1347-1558) die Französisierung dieser Gegend aufhielt.

Für das Gesamtdeutschtum war die Abtretung dieses schmalen Gebietsstreifens an Frankreich jedoch ein viel ernstere Verlust, bedeutete er doch nichts weniger als den Verzicht auf die Kontrolle des deutschen Vores zum Weltmeer, dessen Flankendeckung im völkischen Sinne die Niederfranken bis zur Somme ein Jahrtausend lang gebildet hatten.

Gegen jedes natürliche Recht hatte das erstarkende Frankreich dem verhassten Nachbarn im Osten den freien Durchgang zum Atlantischen Ozean verlegt und sperrte ihn vollends nach der Vertreibung der Engländer aus Calais und durch die im Westfälischen Frieden 1648 vom Reich erzwungene Abtretung von Gravelingen, Dünkirchen, Lille und Douai.

Erst von diesem Zeitpunkt ab datiert der offensichtliche Rückgang des niederdeutschen Volkstums in Französisch-Flandern und im Artois, der, planmäßig von der französischen Regierung gefördert, bis in die Gegenwart andauert hat; er ist erst in den letzten Jahren unter der Einwirkung der flämischen Bewegung von Belgien her abgestoppt worden.

Am weitesten fortgeschritten ist die Französisierung naturgemäß in den Städten, wo sich den aus Innerfrankreich seit Generationen eingewanderten Beamtenfamilien eine mit französischem Firnis überzogene bürgerliche Oberschicht zugesellt, deren nationale Würdelosigkeit sie im Volksmund zu „Frankstijlons“ stempelt. Auf dem Lande dagegen ist in den letzten Jahrzehnten eine ständig wachsende Bewegung zugunsten der Erhaltung des angestammten Volkstums festzustellen, die in der Gründung zahlreicher Kulturvereine beredten Ausdruck fand, ein Vorgang, der nach und nach auf die größeren Städte übergreift.



Zahlenmäßig gesehen hat das Niederdeutschum in Nordfrankreich seit Ende des Weltkrieges eine erhebliche Stärkung infolge Einwanderung flämischer Industriearbeiter und Angestellter aus Belgien erfahren, unter denen sich auch zahlreiche Aktivistinnen befinden, die auf dem Boden der großniederländischen (dietschen) Bewegung stehen und in der Vereinigung aller Niederländer Hollands, Belgiens und Frankreichs in einem gemeinsamen

Staat „Dietschland“ das Endziel ihres politischen Programms erblicken.

Da diese Richtung - wie beiläufig alle Nationalflamen - sich ihrer engen Stammesverwandtschaft mit den übrigen Deutschen voll bewusst ist und ihr zukünftiges staatliches Gebilde enger an das Großdeutsche Reich anlehnen möchte, so besteht immerhin die Hoffnung, daß die Befreiungsstunde für die Niederdeutschen Nordfrankreichs in nicht allzu langer

Zeit schlagen wird. Dann wird auch dort lang unterdrücktes ursprüngliches Volkstum wieder erstarben, untergegangenes zu neuem Leben erweckt werden und in enger Verbindung mit dem mächtigen Brudervolk im Reich einer Hochblüte völkischer Kultur und wirtschaftlichen Aufschwungs entgegengehen. Für Großdeutschland aber wird dann das „Tor zur Welt“ im Aemelkanal für alle Zeiten weit geöffnet bleiben.

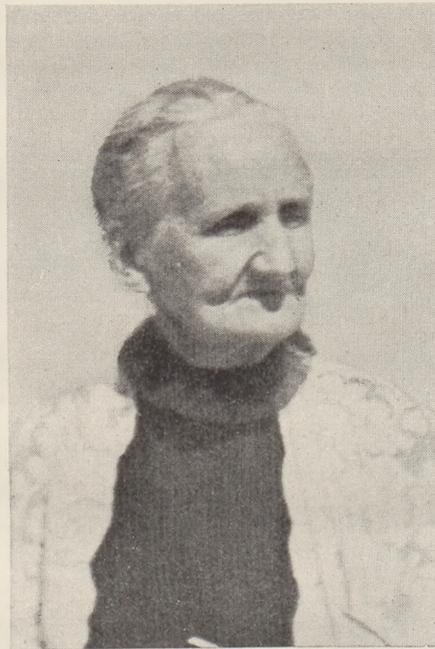
Zum 80. Geburtstag Elisabeth von Oertzens

VON GERHARD VON GOTTBURG

Am 19. Juli erlebte Elisabeth von Oertzen, geb. von Thadden, die Gutsfrau von Dorow und bekannte pommerische Heimatdichterin, die Weihe des 80. Geburtstages. Ihr Schaffen als Dichterin hat sie in der ganzen Provinz und weit über deren Grenzen bekannt werden lassen und in allen, die ihre Erzählungen lasen, Liebe und Zuneigung erworben. Sie kennt ja keine Tünche, herb und einfach lauscht sie den Gestalten ihres Lebenskreises Eigenart und Feinheiten ab, und nun stehen diese ostpommerschen Menschen in einer Urwüchsigkeit vor uns, daß man sie beinahe bildhaft umfaßt. „Entenrike“, „Der Hexenmeister“, „Die ollen vielen Jungs“, „Pottins Altester“, „Wir auf dem Lande“ und alle anderen vielen Erzählungen Elisabeth von Oertzens sind so an die Scholle, an die pommerische Erde gebunden, daß sie ohne diese wurzellos und farblos erscheinen würden. Knorrig stehen sie vor uns, ihre Ehrlichkeit, die bis zur Grobheit geht, ihr Dickkopf, der einfach nicht zu bändigen ist, ihre Treue, die bis zur Aufopferung geht, ihre Kraft und Härte, die trutzig uns entgegentreten... das sind die ostpommerschen Menschen, die Elisabeth von Oertzens Lebenskreis ausmachen und von denen sie uns wie kein Zweiter erzählt. Stärkere Kennzeichen dieses wertvollen deutschen Volksstammes kann man nicht besser geben, als sie die Verfasserin darstellt.

Da ist ihre alte Magd „Entenrike“, die in der Sterbestunde der Herrin beichten muß, daß sie ihr oftmals Eier entwendet habe, aber beiläufig nicht für sich selbst, sondern nur für die Rücken ihrer Herrin, also sie hat die Herrin für dieselbe Herrin bestohlen! Und als sie die gütige Absolution erhält, ruft sie heimlich ihre Nachfolgerin in der Rückenbetreuung an das Bett und droht ihr: „Dat du for de Puttkens der gnä' Fru ok weiter Eier klast!“ Und dann „der olle versoffne Keel“ der alten Wasken, der ihr Jahrzehnte lang untreu

wurde. Jetzt ist er wiedergekommen und verlangt von ihr, sie soll mit ihm nach Amerika. Alle Bitten, alle Warnungen helfen nichts, stur erklärt sie: „Aber ich wer' man doch mit ihn müssen ziehn.“ Pommersche Treue! Und dann die humorvolle Zeichnung von der „Ländlichen Liebe“. Da ist in dickköpfiger



Treue die Frau des Gespannführers, die wütend sich bei de gnä' Fru beschwert: „Schlogen kann hei mi (der Chemann), dafür bin ic sin Fru, awer hei hett mi würgt, un davon steiht niischt in de Trutext schrewen!“

Das sind die Gestalten, das ist die Welt Elisabeth von Oertzens, die fern von den Großstadtmenschen als geborenes Landkind aus reiner Landfamilie kommt und auf dem Lande 80 Jahre gelebt hat. Könnte ein anderer auch Eigenart und Charakter dieser

Menschen so zeichnen? Das oft falsch verstandene Hinterpommern steht hier so urwüchsig und so voll trutzigen Humors vor uns, daß wir diese Menschen lieben müssen.

Die Verfasserin ist eine Gutsfrau, die mit ihren Landarbeitern und Instleuten alles teilt und zu fester Gemeinschaft verwachsen ist. So wie die Gutsfamilie sind ja die meisten Instfamilien schon seit vielen Generationen auf derselben Scholle tätig, gemeinsame Not und gemeinsame Freude haben sie zusammengeschweißt. Die Gutsfrau von Dorow hat kein leichtes Leben gehabt. Schon 1907 verlor sie den Mann und trug ungebeugt Lasten und Pflichten für die Scholle, die sie den Kindern zu erhalten hatte. Sechs Kinder hat sie erzogen, sie trägt das silberne Ehrenzeichen für kinderreiche Mütter. Ihr einziger Junge fiel als junger Fliegeroffizier im Weltkrieg 1918 und mit ihm erlosch das Haus Dorow im Mannesstamm. Ein Schwiegersohn starb den Heldentod bei Bapaume. In diesem Krieg stehen ein Schwiegersohn und fünf Enkel, von denen einer fiel und drei verwundet wurden, an der Front. So ist Elisabeth von Oertzen, die schon frühzeitig für die Volksgemeinschaft im Weltkrieg in der Organisation „Stadtkinder aufs Land“ führend war, nichts erspart geblieben. Aber in pommerischem Trutz und ungebrochener Kraft hat sie ein Lebenswerk vollendet, das als Mutter, Gutsfrau und Dichterin reich und gesegnet war.

So beging sie, die erst vor wenigen Tagen zum zwanzigsten Male Großmutter wurde, jetzt, noch immer rüstig und frisch, im Ostseebad Deep bei Treptow (Rega) den 80. Geburtstag. Viele tausend herzliche Wünsche pommerischer Heimatfreunde flogen an diesem Tag zu ihr. Eine ganz besondere Freude wurde ihr an ihrem Ehrentage durch ein herzlich gehaltenes Glückwunschschreiben des Gauleiters und Oberpräsidenten zuteil.

Proben ohne Wert

„Na, nu maß man, nu schick mi man Emil rut tum Meß uplade“, sagte der Bauer Schleffe, klappte sein Messer zusammen, mit dem er sich das Frühstücksbrot eingekerbt hatte, wischte sich den Mund mit dem Handrücken und ging mit seinem starken, arbeitsfreudigen Schritt der Tür zu.

Seine Frau schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ne, ne, dat ka't wüeklich nich daue, dat is rein nich möglich. Wo süht de Jung blotig ut! Kor as en Krewt¹⁾, un denn sunne Haupte dobi, dat stöht em rein de Seel ut'n Liw rute.“

„J, dat ward so nich“, beruhigte der Bauer, der an der Tür stehen- geblieben war.

„Jo, dat seggst du so“, meinte die Frau, „buten is dat hüt kult -“

„Hei künn sik jo wat äwertrecke.“

„J, hei is noch gor nich up, ik hew'n taudeckt, dat hei schweite schall, un mit all de annern Bölg' is dat frod so, ik weit nich, wat ik dabon denke schall. Du küst se di ok eiste bekiefe.“

Im großen Zimmer nebenan sah's wunderbar aus. Sieben kleine, ganz kleine und größere Schleffes, Jungens und Mädchen, schauten teils aus dicken Federkissen auf, saßen am Bettrande und ließen die Beinechen bammeln oder liefen in kurzen Hemden in der Stube herum. Alle die Gesichter waren absonderlich rot, und die bloßen Glieder zeigten die gleiche Farbe; aus einem Bett erkönte ein fürchterlich brüllender Husten, aus einem andern ein jämmerliches Stöhnen und Weinen. Aber ein kleiner Junge und ein Mädchen mit wirrem Blondhaar haschten sich, und der große Emil stand mitten in der Stube und knabberte an einer alten Semmel.

„Na, Jung, wo geit di dat?“ fragte der Vater und klopfte ihn auf die hemdbekleidete Schulter.

„Janz laut, mi is ganz will tomaut, blot 'n beten düsch in Kopp.“ Und dabei lachte der Junge vergnügt aus seinem verschwollenen Gesicht.

„Makt, dat ji wedder in't Bed kame“, schalt die Mutter. „Ji ware noch krank.“

Sichernd und mit quiekendem Lachen sprangen die Herumtreiber mit einem Satz auf daselbe schwellende Pfühl.

„Lat se sik man antrecke“, rief der Vater, „se sünd jo ganz will, buten vermünte se sik noch beter.“

„Jo, wenn man de oll Utschlag nich wier! In Nedderhagen schall Scharlak sin mang de Rinner.“

„Scharlak!“ sagte der Bauer, „do sünd's jo so krank bi, do legge's rein still as dot, - ne, so wat is dit nich! Mi hewe's ver- stellt, as ik so'n Jung wier, dunn hew ik ok Utschlag hett, da hew ik immer düchtig müßt buten rümlöpe, denn vergüng det am eiste. Emil, treck die man an!“

Aber die Mutter blieb fest. Wenn die Krankheit auch nicht schlimm sei, so könne da doch leicht was zuschlagen. Die Kleinsten seien heute nacht ohnehin recht unruhig gewesen, Bertheke aber „tue ganz krank“. Am besten sei es, der Doktor sähe sich die Kinder an.

Der Bauer machte große Augen.

Das paßte ihm gar nicht. Es waren Weihnachtsferien. Den Knecht hatte er beurlaubt für einige Tage. Emil, ein strammer Junge, der zu Ostern eingeseget wurde, sollte so lange seine Stelle vertreten und mit dem zweiten Gespann Mist fahren, - und nun dieses Hindernis!

Der Bauer überlegte, wie er es am schnellsten aus dem Wege räumte, denn gegen seine Frau, so sanftmütig und schwächlich sie aus- sah, war doch nichts zu machen.

„Na schön“, sagte er nach einer bedenklichen Pause freundlich, „denn war ik mit de Rinnere nach'n Doktor rin führe.“

„Mit all t'hop?“ fragte die Bäuerin überrascht von der Stärke des Entschlusses.

„Ne, ne, sänt man dei do mang rut, wo de Utschlag am mehesten rut is, do kann d' Doktor am ihsten seihe, wat dat is und wat dat nich is.“

Das war fraglos ein verständiger Vorschlag, über jede Einwendung erhaben.

Die kleinen Körper wurden einer entsprechenden Untersuchung unterworfen und dann eine zweckmäßige Auswahl getroffen.

Emil war ein prachtvolles Musterstück, die siebenjährige Anna glühte und blühte ebenfalls in grellen Farben, aber sollte man das vierjährige Bertheke auch mitnehmen?

„Dat is rein nich möglich“, jammert die Mutter, „dit is d' Krankst' von all de Bälg. D' ganz Nacht hett s' schreje, - ümmer Koppweihdag, ümmer Koppweihdag -“

„Na, wenn se d' Krankst' is, denn möt se ok nach 'm Doktor hen“, entschied der Bauer, „dorüm is dat jo jrod. Treck se man an!“

Eine kleine Stunde nach diesen Verhandlungen fuhr ein wohl- bepakter Schlitten auf der den kühlen Sonnenstrahlen und dem kalten Winde ausgesetzten Chaussee der Kreisstadt zu. Auf dem vor- deren Saß neben dem rosselenkenden Vater saß Emil, zu seinem Jörn weibisch von Tüchern umhüllt.

Hinter ihnen auf dem Boden des Schlittens, warm in Stroh verpackt und außerdem noch gut eingemummelt, befanden sich die beiden kleinen Mädchen. Anna saß und lehnte den Kopf teilnahmslos gegen den Saß, Bertha hatte sich aufs Stroh hingestreckt, und wenn sie etwas von sich vernehmen ließ, so war es ein leises Weinen.

Auch Emil war still.

Es ging sonst anders zu, wenn der Bauer mit seinen Kindern einmal über Land fuhr! Das fiel ihm doch auf; aber der Doktor würde schon Rat wissen!

Jetzt hielten sie auf dem Marktplatz vor seinem Hause, das in drei- stöckiger Vornehmheit die andern eindrucksvoll überragte.

„Emil, hull eis.“ Der suchte seine Hände unter den Tüchern her- vor, der Bauer übergab ihm die Zügel und trat ins Haus.

Der Doktor sei anwesend, erfuhr er von dem Dienstmädchen, das ihn einen Augenblick warten hieß und dann ins Sprechzimmer wies.

„Jun Dag auch“, hob der Bauer an, „schönes Wetter heut.“

Der Arzt, der mit dem Rücken nach der Tür am Schreibtisch saß, wandte sich um.

Er war ein schneller, kräftiger Mann in guten Jahren, - eine lange Landpraxis sah man seinem frischen Wind- und Wetter- gesicht an.

„Guten Tag“, grüßte er wieder. „Na, was gib't denn?“ fügte er gleich hinzu, die ländliche Anstandsregel wohl kennend, nach welcher man nur auf zeitraubenden Umwegen auf den Zweck seines Besuches lossteuern darf. „Ist wer bei Ihnen krank?“

„Krank jrad nich, aber auch nich recht jesund.“

„Da, setzen Sie sich, erzählen Sie mir mal, um wen und was sich es handelt. Sie sind doch Schleffe aus Hinterhagen? Man sieht Sie ja - zum Glück für Sie - selten mal, bei Ihnen ist ja alles wohl meist hübsch gesund.“

„Danke, Herr Doktor, sonst güng das ja, aber nun haben die Kinder all zusam'm' so'n Ausschlag. Ich rechen so: Was der größte is, der hat wohl auf Weihnachten etwas viel Peppernütt einjesessen, un da hat er sich so'n Ausschlag von anezogen, und da haben sich die andern bei anjestochen.“

„Wieviel Kinder haben Sie denn?“

Der Bauer dachte einen Augenblick nach.

„Bis nuher sind's sieben Stück“, sagte er dann zuversichtlich. „Welche sind noch etwas klein, und was meine Frau is, die is selber so etwas weichlich, wesen dem is sie auch woll so ängstlich mit die Kinder, die wollt nun jern, Herr Doktor mögt sie sich doch eins bekiefen. Da hab ich auch nichts jenen: besser einmal zu ängstlich, als einmal veräümt - was?“

1) Krebs.

„Haben Sie Fuhrwerk hier? Dann könnte ich gleich mitfahren.“
„Das tät nu nich jrad nötig“, wehrte der Bauer rasch ab.
„Ja, mein Lieber, ohne die Kinder gesehen zu haben, kann ich nicht wissen, welche Art von Ausschlag sie haben - das kann ich nicht!“
„Aee, nee“, fiel Schlefke eifrig ein, „dat bruke's of nich, id hew 'n poor taur Prauw¹⁾ mitbrocht.“
„Na, denn bringen Sie sie nur herein“, brummte der Arzt halbbestriedigt.

Der Bauer verschwand schleunigst und kehrte dann wieder, Emil an der Schulter ins Zimmer schiebend; Anna trug er mehr, als sie ging.

Dann wandte er wieder um.

„Kommen noch mehr?“ fragte der Doktor, der von den Kindern bisher nichts sah als die Mäntel und Tücher.

„n' Stücker drei hew id hier“, und mit rüstigem Schritt ging Schlefke wieder heraus.

Emil blieb, ein Mittelding zwischen einer Mumie und einer Bildsäule, schweigend und regungslos stehen, Anna sank mit einem leisen Seufzer auf eine Stuhllecke. Dann kehrte der Vater wieder, Bertheken auf starkem Arm tragend. Da sie gar keinen Versuch zum Stehen machte, legte er sie auf den Teppich zu Füßen des Doktors hin.

Der sah mit verwundertem Kopfschütteln auf sie nieder.

„Bündeln Sie sie doch mal aus“, ordnete er an, und nach einigem Herumnesteln fielen die Umhüllungen von den Köpfen der Kinder. Der Doktor zog die Größeren ins Fensterlicht.

„Donnerwetter“, murmelte er, und dann wieder mit starrem Hinsehen: „Donnerwetter noch 'n mall! Himmeldonnerwetter“, fuhr er plötzlich auf, „was machen Sie denn für Geschichten! Die Kinder haben ja die Masern!“

Der Bauer sah nur verdutzt, keineswegs ergriffen aus.

„De Masle - de Masle - Masern!“ rief der Doktor zum besseren Verständnis und im Ubereifer immer lauter. „Versteihe' Se mit? Verstehen Sie?“

„Süh, süh! de Masln!“ Schlefke nickte voll Genugtuung. „Denn hat das Rinfahren doch wirklich behohnt. Denn is dat doch was von 'ner Krankheit. Des is doch öfter janz jut, wenn man ängstlich mit die Rinner is.“ Sein Gesicht hellte sich immer mehr auf. „Na, wenn das so 'ne schwere Krankheit is, und wenn das am Enn noch ansteckt, denn kann Emil auf 'n Monndag doch woll noch jar nich wieder nach der Schul, was?“

„Ins Bett gehört er, - gehören sie alle zusammen“, eiferte der Arzt. „Mann, Mann, Sie setzen sie ja den allergrößten Gefahren aus! Bedenken Sie doch: Masern im höchsten Stadium! Haben Sie denn die eigenen Kinder nicht lieb? Sind sie Ihnen nichts wert?“

„Na, jewiß doch!“ Schlefkes Gleichmut wich einer väterlichen Herzlichkeit. „Was soll man seine Kinder nich jut sein! Sonst wär' ich auch nich gleich mit sie nach 'm Doktor gekommen, da hat mir keiner brauchen auf zureden. Die sind mir alle was wert, vorzüglich der Emil, von dem hab' ich viel, der hat schon den ganzen vorigten Sommer hinterem Pflug gegangen.“

Der Doktor hatte sich inzwischen die kleine Bertha vorgenommen, die mit schüchternen Augen aus dem gedunsenen rotfleischigen Gesichtchen zu ihm auffah. „Lungenkatarrh“, murmelte er erbittert. „Und nun muß das Wurm in der eisigen Luft wieder zurück.“

„Verkälten wird se sich weiter nich“, verteidigte sich der Vater. „ich pack ihr gut ein, un denn hat sie so 'ne einwendige Hit', ihr friert nich. Sie hat das mehr bloßig im Kopp, und für Koppweih, das pflegt man ja sagen, is die Luft das Beste.“

Der Doktor zuckte die Achseln, blickte gen Himmel, stöhnte laut und schwieg.

Auch die anderen Kinder wurden untersucht, Verhaltensmaßregeln gegeben, ein Rezept aufgeschrieben.

„Das lassen Sie rasch machen; und dann fahren Sie doch aber ohne Aufenthalt nach Haus?“ fragte der Arzt.

„Jewiß doch, id woll ehr blot noch 'n poor Stute köpe“, versicherte der Bauer, der ganz von dem ungewohnten Geschäft hingenommen, seine Sprößlinge wieder anzukleiden, aus dem steifen Besuchsdeutsch ins bequemere Platt verfiel.

„Was? Auf'n Pferdetauf wollen Sie mit den armen Dingern auch noch?“ - Aber dann fiel ihm ein, daß „Stuten“ der ländliche

Ausdruck für alles kuchenartige kleine Stadtgebäck ist, und er beruhigte sich wieder.

In der Tür erschien das Dienstmädchen und meldete einen neuen Patienten.

„Hier kann ich heut eigentlich niemand mehr empfangen, Sie haben mir alles verfeucht“, schalt der Doktor verstimmt. „Nehmen Sie nur schnell die Kinder wieder weg, sie stecken noch andere an!“

„Hier late woll 'k se gornich“, versicherte der Bauer verwundert, „id woll se glick wedder mit 'trög neihme, nu dat Sei se bekeke hewe.“

Aber ungerührt durch das Drängen des Arztes, bündelte er sie gewissenhaft ein, bis sie den vorigen Mumienzustand wieder erreicht hatten.

„So'n Rabenvater, wie man erst denkt, sind Sie am Ende gar nicht“, meinte der Doktor bei diesem Anblick milder. „Hätten Sie nun nicht, statt die Kinder Lebensgefahren auszufetzen, die paar Mark mehr anwenden und mich herausholen können?“

„Ach, jewiß doch, - aber id hätt' Ihnen doch immer auch wieder reinfahren müssen, un Messfahren dat auch nödig.“

Und sorglich und behutsam wie eine Kinderfrau lud Schlefke sein Berthekle wieder auf den Arm und ging mit höflichem Gruß von dannen.

„Ihr Bauern! Ja, ihr hartköpfigen Bauern“, wettete der aufs neue ergrimmete Doktor hinter ihm her. „Euch soll einer mal 'ne Ansicht beibringen, die euch nicht in den Kram paßt! - Sie werden schön was erleben mit den Kindern, - dann denken Sie an mich!“

Das war eine unheilvolle Prophezeiung. Die Worte und der Ton überzeugten Erstes machten, daß es Schlefke ordentlich kalt den Rücken herunterrieselte.

Er kaufte nicht einmal mehr Stuten ein, sondern jagte geschwind nach Haus zurück. Dort wurden alle ärztlichen Anordnungen ausgeführt. Aber trotzdem erkrankte Bertheken in der Nacht so schwer, daß selbst die klügste Frau des Dorfes, die man zu Rat und Trost aus den Federn holte, erklärte, das Kind werde es nicht durchholen. - Das waren beklemmende Stunden! Gegen Morgen aber trat eine entschiedene Wendung zum Besseren ein, und schon nach ein paar Tagen waren alle kleinen Schlefkes wieder so munter und so normal in der Farbe, daß selbst die weichliche Mutter kein Bedenken mehr hatte, sie als genesen anzusehen und zu behandeln.

Von den Nachbarkindern aber, den kleinen Wrenschs, die fleißig Krankenbesuche abgestattet hatten, fing jetzt auch eins an, rot anzulaufen, und da dessen Vater von Schlefkes Doktorfahrt und dem guten Erfolge gehört hatte, machte er sich mit seinem Söhnchen ebenfalls schleunigst zur Stadt auf.

Da kam er aber schlecht an.

Der Doktor, der auf die bloße Meldung eines „Bauern aus Hinterhagen“ hin Unrat witterte, ließ er ihn gar nicht aussteigen, sondern trat gleich vor die Haustür. Er war wütend.

„Machen Sie, daß Sie nach Haus kommen! Sie machen sich zum Mörder Ihres Kindes! Ich werde Sie wegen fahrlässiger Körperverletzung anzeigen! Da steht der Gendarm, - es ist polizeilich verboten, mit Masernkindern in der Welt 'rumzurutschen! Die Behörde schickt heut sowieso einen Arzt hinaus, der Epidemie wegen, - den haben Sie umsonst. Aber Sie werden noch öfter einen holen müssen, wenn Sie sich ihn auch noch so gern sparen möchten, das werden Sie sehen!“

Diesmal bekam er recht.

Das Kind des Wrensch wurde so krank, daß der Doktor mehrmals geholt werden mußte, sogar in der Angst des Nachts.

Das machte den übrigen Hinterhagenern Eindruck, und als die Masern immer mehr um sich griffen, zeigten sie sich als vorsichtige Leute.

Aber auch Wrenschs Kind genas schließlich und verwand alle Nachkrankheiten und ihre Folgen. Und als Emil Schlefke lange Zeit wieder „Mess“ auflud und seine Geschwister in der alten natürlichen Notbäckigkeit draußen herumsprangen, lagen noch viele Masernkinder, von Anfang an nach allen Regeln der ärztlichen Kunst an Ort und Stelle behandelt im Dunkeln, und - als werde sie zu gut gepflegt - dauerte es monatelang, bis die böse Krankheit aus dem Dorf gewichen.

Und so ist denn der väterliche Besuch einer winterlichen Freiluftkur bei Masern eigentlich doch eine Probe ohne Wert für die Hinterhagner und für die gesamte medizinische Wissenschaft geblieben.

1) Probe.

Kulturleben in Pommern

Karl Kaiser †

Von Professor Dr. L. Magon, Greifswald.

Am 22. Juni 1940 fiel beim Angriff in den Vogesen der Dozent für germanische Philologie an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität, Dr. phil. habil. Karl Kaiser. Wenige Monate vor dem Kriegsausbruch hatte er sich freiwillig zum Heeresdienst gemeldet. Seit Kriegsbeginn war er als Ausbilder tätig. Vor Wochen meldete er sich freiwillig an die Front im Westen. Dort hat er nun für Führer und Volk das Opfer seines Lebens gebracht.

Karl Kaiser war am 23. 9. 1906 in Bad Schwalbach geboren. Er studierte von 1925 bis 1931 in Frankfurt, Wien und Greifswald germanische und romanische Philologie sowie deutsche Volkskunde und promovierte im Dezember 1928 an der Universität Greifswald mit der sprachgeschichtlichen Abhandlung „Mundart und Schriftsprache. Versuch einer Wesensbestimmung in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched“ (1930). Von 1929 bis 1931 war er Assistent am Volkskundlichen Archiv für Pommern in Greifswald, 1931 bis 1932 Hilfsarbeiter in der Hauptstelle des Atlas der deutschen Volkskunde in Berlin.

Am 1. 3. 1933 erhielt Kaiser die Lehrberechtigung für germanische Philologie an der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald. Schon zwei Monate vorher hatte er die Leitung des Volkskundlichen Archivs für Pommern übernommen. Seit dieses Archiv seiner Leitung anvertraut war, hat er seine Arbeitskraft als Forscher ausschließlich der pommerischen Volkskunde gewidmet. Für ihn persönlich bedeutete das zunächst den Verzicht auf andersgerichtete Pläne. Seine Neigung galt unsprünglich dem germanisch-nordischen Altertum. 1930 hatte er für die Beantwortung der Preisausgabe „Der Einfluß der skandinavischen Wissenschaft auf die Darstellung des germanischen Altertums in der deutschen Forschung und Dichtung bis zu Klopstock“ den doppelten Preis erhalten. Seine Habilitationsschrift vom Jahre 1933 behandelte das Thema „Das germanische Altertum und das Märchen“. Wenn er sich dann aber seit 1933 fast ausschließlich der pommerischen Volkskunde und den Arbeiten des Volkskundlichen Archivs widmete, so bestimmten ihn dazu anfangs sein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl und wohl auch die Anhänglichkeit an eine ihm in der Assistentenzeit liebgewordene Arbeitsstätte. Aber es kamen bald andere Gründe hinzu. Zunächst eine wachsende Liebe zur deutschen Volkskunde als dem „Schlüssel zum Bewußtsein für das eigene Volkstum“; davon kündet der 1. Abschnitt seines Schriftchens „Die deutsche Volkskunde in Pommern“, der zum Schönsten und Persönlichsten gehört, was er geschrieben hat. Es kam hinzu die wachsende Einsicht in die wichtigen, besonderen Aufgaben, die gerade Pommern als Brücke zum Norden der Volkskundeforschung stellte. Es war Kaisers wohlbegründete Überzeugung, daß sich viele Fragen der deutschen Volkskunde nur oder wenigstens leichter durch Berücksichtigung der skandinavischen Volksüberlieferungen beantworten ließen; so hielt er enge Fühlung mit den führenden Männern der Volkskundeforschung in Dänemark, Norwegen und Schweden; so wurde nach seinem Plan zur Benutzung für den deutschen Forscher in den Nordischen Auslandsinstituten eine „Bibliographie der skandinavischen Volkskundeliteratur“ angelegt, die kurz vor dem Kriege fertig wurde und nunmehr der Auswertung harret.

Kaiser wußte aber auch, daß in Pommern noch zahlreiche volkskundliche Fragen zu lösen seien und daß, als er das Volkskundliche Archiv übernahm, die planvolle Erfassung und Sammlung für die meisten Volkstumsgüter noch erst in den Anfängen steckte. Nicht als ob er verkannt hätte, was vor ihm geleistet ist; er hat vielmehr immer wieder gewissenhaft und warmherzig über die älteren Leistungen der pommerischen Forschung Rechenschaft abgelegt. Nicht, als ob er sich hochmütig gegen Mitstrebende abgeschlossen hätte; den Werken pommerischer Sammler und Forscher, auch wenn sie ohne Verbindung mit dem Archiv entstanden waren, wie dem Mönchgutbuch von Fritz Adler

(1936), Alfred Luchts „Aus dem Spielschatz des pommerischen Kindes“ (1937) und der Sammlung der nach dem Volksmunde aufgezeichneten Geschichten „All Lüt vertellen“ von Hugo Stübs (1938), hat er selbstlos und opferbereit den Weg in die Öffentlichkeit gebahnt; mit dem Volkskundlichen Seminar an der Hochschule für Lehrerbildung in Lauenburg unter Leitung von Heinz Diewerge, den der Feldzug in Polen dahinraffte, und nach der Angliederung der Grenzmark an die Provinz auch mit dem Volkskundlichen Archiv in Schneidemühl hat er kameradschaftliche Zusammenarbeit gepflogen, ohne den Anspruch auf Führung zu erheben; manche dieser Forscher haben an der Festschrift zur Zehnjahrsfeier des Archivs „Beiträge zur Volkskunde Pommerns“ (1939) mitgearbeitet und ihm so sein kameradschaftliches Verhalten gedankt.

Kaiser verkannte nicht, was vor ihm geleistet war und was außerhalb des Volkskundlichen Archivs geleistet wurde. Aber er wußte auch, daß erst die Begründung des Volkskundlichen Archivs 1929 für weite Bereiche der Volkskunde die Möglichkeit einer planmäßigen, den ganzen pommerischen Raum erfassenden und von Zufallsinteressen unabhängigen Sammel- und Forschungsarbeit geschaffen hatte. So ließ er Jahr für Jahr an die mehr als 1000 Helfer im Lande die für volkskundliche Erhebungen üblichen Fragebogen herausgeben. Ein guter Teil des so beschafften Materials ist dem großen Unternehmen des „Atlas der deutschen Volkskunde“ zugute gekommen, für den die Erhebungen zunächst veranstaltet wurden, mehr noch steckt in dem „Atlas der pommerischen Volkskunde“ (1936) mit dem gewichtigen, von Kaiser selbst verfaßten Textband. Kaiser hat selbst diesen Atlas mehr als Anfang denn als Abschluß betrachtet, wollte eher anregen als schon jetzt Antwort auf alle Fragen geben.

Er wollte zugleich aber auch mit dem „Atlas der pommerischen Volkskunde“ allen denen danken, welche die Arbeit des Archivs gefördert hatten. Besonders hoch schätzte er die Hilfe der Provinz, deren Mittel ihm die Besoldung einer Hilfskraft und die Befreiung einiger sachlicher Ausgaben ermöglichte. Daß sich diese Zuschüsse steigerten, empfand er dankbar als Anerkennung für sein Wirken. Aber diese Beihilfe fand notwendigerweise ihre Grenzen und konnte nicht Schritt halten mit den wachsenden Aufgaben des Archivs. So lag eine von Jahr zu Jahr wachsende Arbeitslast auf seinen Schultern; mochte ihm diese Arbeit für das pommerische Volkstum auch lieb und eine Lebensnotwendigkeit geworden sein, so sehnte er doch selbst noch in den letzten Jahren manchmal eine Atempause herbei, um sich anderen Problemen, insbesondere solchen der Altertumsforschung, zu widmen.

Es war Kaiser von Hause aus nicht leicht, den Zugang zu anderen Menschen zu finden. Es ist wohl erst seine Wissenschaft, die Volkskunde, gewesen, die, wie sie selbst es mit Überlieferungen und Gütern der Gemeinschaft zu tun hat, in ihm Wunsch und Fähigkeit zur Gemeinschaft geweckt hat. Das gilt zunächst von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit selbst. Je länger er volkskundlich arbeitete, um so stärker wurde sein Wunsch, dem Volke aus den vielfach schon vergessenen Volkstumsgütern wieder mitzuteilen durch Veröffentlichungen allgemeiner verständlicher Art, durch Vorträge vor dem NSLB. und der HJ. Es gilt das aber auch von der Zusammenarbeit mit seinen Schülern. Hier hat er sich wissenschaftlich und menschlich um jeden einzelnen bemüht. Im Kreise seiner Schüler fiel manches von ihm ab, und hier zeigte er oft eine geradezu jugenhafte Fröhlichkeit, die alle Altersunterschiede vergessen ließ.

Mit seiner Frau und seinen beiden Kindern tritt die Universität und treten seine Schüler trauernd an das frische Soldatengrab in den Vogesen. In diese Trauer mischt sich Stolz, weil wir seinen Soldatentod als ein sinnvolles Opfer für das Volk empfinden, dem auch seine wissenschaftliche Arbeit galt.

Buchbesprechungen

Staatsmann und Feldherr

Mirko Jelusich: „Cäsar“ und „Hannibal“. - F. Speidelsche Verlagsbuchhandlung Wien und Leipzig.

Eine Zeit wie die unsere, in der um neue Ideen Kämpfe geführt werden, von deren Entscheidung das Schicksal ganzer Erdteile abhängt, greift begierig nach der historischen Parallele, aus der sie sich bestätigt oder den Gegner widerlegt zu sehen wünscht. So ist auch der ungeheure Erfolg zu erklären, den die Darstellungen des römischen Staatsmannes und Feldherrn Cäjus Julius Cäsar und des Karthagers Hannibal aus der Feder des ostmärkischen Schriftstellers Mirko Jelusich gefunden haben. Sie finden ihn noch, weil die Bücher in ihrer Darstellungsform meisterlich gearbeitet sind: eine großzügige, volks-

tümliche Leistung, diese zwei Charaktere und Schicksale aus der Frühzeit und der Reife des römischen Weltreiches.

Ehrhard Evers.

„Von der Düne zum Bunker“, herausgegeben von Walter Schröder. Verlag Fischer & Schmidt, Stettin.

„Von der Düne zum Bunker“ ist von dem Herausgeber als ein Geschenk für unsere Feldgrauen gedacht. Doch nicht nur sie, sondern jeder Pommer wird mit Freuden den kleinen, schmucken Band in die Hand nehmen. Die Bezeichnung Band 1 läßt erkennen, daß der Herausgeber, der ebenfalls mit einigen Beiträgen vertreten ist, beabsichtigt, weitere Bände herauszubringen. Die Beiträge des vorliegenden Bandes sind aufs feinste ausgewählt. J. D.



Reichspommernbund

Verfammlungskalender für August 1940

Mittwoch, 7. August, 20.00 Uhr:	Verein heimat treuer Pommern, Halle (Verfammlng)	Hauptbahnhof (Vereinszimmer)
Sonnabend, 10. August, 20.30 Uhr:	Verein der Neustettiner in Berlin	Vereinslokal, Tegeler Weg 108
Sonntag, 11. August, 14.30 Uhr:	Landsmannschaft der Pommern zu Berlin (Ausflug)	Grünau, „Riviera“, Regattastraße 161
Mittwoch, 14. August :	Verein der Bütower in Berlin	
Donnerstag, 29. August, 20.00 Uhr:	Verein heimat treuer Pommern in München (Monatsverfammlng)	Regensburger Hof, Augustenstraße 55

Ich habe unseren Landsleuten eine traurige Mitteilung zu machen: Am Sonnabend, dem 29. Juni, verstarb nach kurzem Krankenlager in München unser Landsmann

Franz Tabbert

der Vorsitzende unserer Münchener Landsmannschaft. Keiner von uns, die wir Ende März auf dem Münchener Heimatabend zusammen waren, hätte je gedacht, daß unser Freund so bald sterben könnte. Sein Tod bedeutet einen schweren Verlust für seine Familie, aber auch für unsere Heimatbestrebungen. Anendlich groß war seine Liebe zum Pommernland. Noch vor kurzem schrieb er mir, wie sehr er sich nach seiner vorpommerschen Heimat zurücksehne. Er hatte die Liebe aller, die ihn kannten. So war die Arbeit in Beirat und Verein von einer beispielhaften Einmütigkeit befeelt.

Wir werden unseren lieben Franz Tabbert nicht vergessen! Auch von Dir, lieber Freund, gilt Fontanes Wort: „Der ist in tiefster Seele treu, wer die Heimat liebt wie Du!“

Lit. Walter Schröder.

Landsmannschaft der Pommern zu Berlin. Am Sonntag, dem 11. August: Ausflug zur „Riviera“ in Grünau (Regattastraße 161). Wir treffen in dem schönen, am Wasser gelegenen Lokal pünktlich 14.30 Uhr zusammen. Grünau ist bequem zu erreichen. Bei ungünstigem Wetter sind wir drinnen in schönen Räumen. Ich hoffe, daß auch diesmal alle Mitglieder am Ausflug teilnehmen. Wer kommt? Ich bitte um Mitteilung, damit ich genügend Tische und Plätze bereinstellen lassen kann. Alle Mann - treckt an! Auf Wiedersehen am 11. August!

Verein heimat treuer Pommern in Halle. In der Verfammlng vom 12. Juni wurde über die gewaltigen Siege im Westen gesprochen und anschließend der Gefallenen gedacht. Ldsm. Jekke ist am 30. Mai 80 Jahre alt geworden. Ihm wurde als eines der treuesten Mitglieder die Ehrenmitgliedschaft übertragen und ihm hierüber eine künstlerisch ausgestattete Urkunde überreicht.

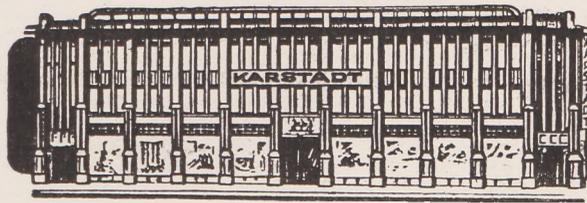
Am 3. Juli machte uns Walter Schröder unerwartet die Freude, an unserer Verfammlng teilzunehmen. Aus seinen reichen Erfahrungen gab er uns praktische Winke für die künftige Ausgestaltung unserer Verfammlngen. Zur Unterhaltung trug er ernste und heitere Geschichten, teilweise aus eigenen Werken, vor.

Verein heimat treuer Pommern in München. In unserer Juni-Zusammenkunft meldete sich Frau Georgeaki Bey zur Aufnahme. Leider hat der Tod eine empfindliche Lücke in unsere Reihen gerissen.

Verein der Bütower in Berlin. In der letzten Sitzung wurde beschlossen, die Juli-Sitzung ausfallen zu lassen, da sich viele Mitglieder in Urlaub befinden. Die nächste Sitzung findet am 14. August 1940 statt. Erscheinen ist Pflicht.

Heimatverein Köslin und Umgegend in Berlin. Unser diesjähriger Ausflug führte uns am Sonntag, dem 7. Juli, nach Finkenkrug. Alle Anwesenden gaben der Hoffnung Ausdruck, daß unser Vereinsführer Klein im August nochmals einen Ausflug veranstalten möchte. Die Landsleute erhalten darüber noch Nachricht.

Verein der Neustettiner zu Berlin. Zu unserer Monatsverfammlng am 13. Juli hatten sich zahlreiche Mitglieder eingefunden. Der Vereinsführer, Ldsm. Ernst Lemkel, dankte nochmals für die rege Teilnahme an unserem ersten Ausflug nach Schmetterlingshorst am schön gelegenen Müggelsee. Zum Schluß hielt Ldsm. Liedke vom Potsdamer Verein einen interessanten Vortrag über unsere Heimatstadt Neustettin in der Zeit vom Dreißigjährigen Krieg bis jetzt. Dafür bedankten sich alle Landsleute herzlich.



Die Einkaufsstätte
für Stadt und Land

KARSTADT
Stettin

Soeben erscheint:
Der 3. Band der Reihe „Aus Pommerscher Heimat“



Von Wald und Feld

mit Originalzeichnungen von
Rudolf Krampe, Greifenhagen

Herausgegeben vom Provinzialverband Pommern
Zusammengestellt von Johannes Diebenow

Preis: 1,15 RM.

Verlag Leon Souniers Buchhandlung, Stettin

— zu haben in jeder Buchhandlung —

HERMANN SARAN STETTIN

Kleine Domstraße 1: Gute Papler-, Schreib- und
Lederwaren, Bürobedarf, Büromöbel, Büromaschinen
Bestes Kunstgewerbe aus vielen deutschen Gauen

Augustastraße 52: Qualitätsdruckfächer, Buchdruck,
Illustrationsdruck, Offset- u. Steindruck, Lineaturen,
Buchungsmittel, Geschäftsbücher und Handeltbände

Seit 1882 / 100 Mitarbeiter

Gute Möbel preiswert

bei

Gleixner & Delonge
MOBELHAUS

Stettin

Breite Straße 15

— Telefon 31711

HAUTZ & SCHMIDT

SPEDITION

Kraftwagentransporte - Eigene
Läger und Leichterfahrzeuge

STETTIN, Hansahaus / Tel. 35011

HAMBURG 1, Sprinkenhof, Portal 2
BERLIN NW 21, Essener Straße 32

f. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB

fERNRUF 30340

STETTINER

QUALITÄTSDRUCKE

fERNRUF 36620

f. HESSENLAND / GRAPHISCHER GROSSBETRIEB



Städtische
Sparkasse
zu
Stettin

Besser leben, das heißt: gesünder leben!

Besser leben, darunter verstehen wir: mehr vom Leben haben. Und wann hat man mehr vom Leben? Wenn man gesund und vernünftig lebt!

Niemals zuvor kam dies so klar zum Ausdruck und zum Bewußtsein der Menschen wie um die Jahrhundertwende, als es anfang, besser zu gehen; als immer mehr Menschen der Vorteile des Zeitalters der Technik teilhaftig wurden. Damals ist der Kathreiner entstanden. Dank dem Manne, der in die Geschichte seines Volkes einging als der Lehrer der naturgemäßen Lebensweise: Sebastian Kneipp! Nach ihm heißt der Kathreiner „der Kneipp-Malzkafee“.

Es mag wichtig sein, heute daran zu erinnern, daß der Kathreiner in der Zeit des Wohlstandes, nicht als ein Kind der Not geboren worden ist — aus der allgemeinen Sehnsucht der Menschen, ihr Leben besser zu gestalten, natürlicher zu leben, vernünftiger und gesünder zu essen und zu trinken.

Aber nicht nur, weil er gesund ist — auch weil er gut schmeckt, deshalb hat der Kathreiner im Laufe der Jahre so viele Millionen treuer, überzeugter Anhänger gewonnen! Ein guter Teil des deutschen Volkes ist mit ihm aufgewachsen! Und ist mit ihm groß geworden!

